

LESEPROBE

VELLGUTH

*Dance
with me*



NY STORYS

Leseprobe:

*Dance
with me*

New York Lovestorys Band 2

Alle Bände können unabhängig voneinander
gelesen werden.

J. Vellguth

Als E-Book und Print
jvellguth.de/a-dwm



1

Listen to the Music – The Doobie Brothers

Wasser prasselte in ihr Gesicht und Rachel versuchte immer noch zu verstehen, was sie gestern Abend eigentlich geritten hatte, auf die Bühne zu gehen.

Natürlich hatte sie keine andere Wahl gehabt, die Show musste schließlich weitergehen.

Trotzdem, bei der Erinnerung fuhr in ihrem Magen eine ganze Nilpferdherde Achterbahn.

Mit einem tiefen Seufzen wischte Rachel ihr inneres Zwiegespräch beiseite, stieg aus der Dusche und trocknete sich mit einem extrafluffigen Handtuch ab.

Dann schlüpfte sie in ihr mohnrotes Lieblingskleid, band das Haar zu einem langen Pferdeschwanz nach oben und setzte ein Lächeln auf.

Wäre doch gelacht, wenn sie das bleierne Gefühl in ihren Muskeln nicht irgendwie vertreiben könnte – zusammen mit der Nilpferdherde.

Yoga klang nach einer guten Idee, und mit ein wenig Kritik konnte sie schließlich umgehen.

Das hieß noch lange nicht, dass sie ein Totalversager war.

Vielleicht ein bisschen.

Sie konnte ja nicht mal ihre Zehenspitzen berühren.

Rachel schüttelte ihren Kopf.

Vielleicht doch kein Yoga.

Rachel trat ans Wohnzimmerfenster, schob den weißen Rahmen hoch und ließ die laue Sommerbrise und das mittlerweile so vertraute Summen der Stadt herein. Die vereinzelt Autos vor ihr auf der Straße wurden untermalt vom wassergrauen Motorrauschen der Sixth Avenue im Hintergrund.

Rachel nannte es liebevoll den Soundtrack von New York.

Tatsächlich halfen die warmen Sonnenstrahlen und das vertraute Geräusch ein wenig, um die Stimmen in ihrem Kopf zu dämpfen.

Direkt vor ihr erhob sich zwischen rostrotem Backstein und beigefarbenen, mit Stuck verzierten Fassaden ein mächtiger Ahornbaum. Das Grün seiner Blätter leuchtete im goldenen Licht der Sommersonne und malte wippende Schatten auf den Bürgersteig.

Sie schloss kurz die Augen und atmete tief durch.

Nein, Regie-Assistenz, besser bekannt als Mädchen-für-alles, war ganz sicher nicht ihr Traumjob. Trotzdem, wie sollte sie ihrem Dad erklären, dass sie auch noch diesen Job und damit den letzten vorhandenen Zugang zum Broadway verloren hatte?

Noch hast du gar nichts verloren.

Die Nilpferde in ihrem Bauch waren leider ganz anderer Ansicht.

Wieso musste alles immer noch schlimmer werden?

Hatte *der Unfall* vor einem Jahr noch nicht gereicht?

Es war Zeit für ein bisschen Glück in ihrem Leben.

Vielleicht hatte Natty recht. Ihre Freundin und Verwalterin des Stadthauses mit dem etwas anderen Mietvertrag war überzeugt, dass Rachel durch ihren Einsatz die Vorstellung gerettet hatte, ganz egal wie sehr Ihre-Hoheit-und-hochwohlgeborene-Diva sich auch darüber aufregen mochte.

Eigentlich dürfte Rachel gar nicht gefeuert werden. Im Gegenteil, vielleicht war sogar eine Gehaltserhöhung möglich.

Auf jeden Fall würde sie positiv bleiben und sich nicht unterkriegen lassen, solange sie nichts Näheres wusste.

Sie lehnte sich auf die Fensterbank, summete leise die Melodie von *Listen to the music*, blickte aus dem ersten Stock auf die Straße hinunter und entdeckte ... einen verdammt gut aussehenden Männerrücken im schicken Anzug. Er stand vor dem Ahornbaum und blickte in die Äste hinauf, als hätte er etwas verloren.

Der Wind zupfte verspielt an seinem kurzen, samt-schwarzen Haar und das war mehr Ablenkung, als sie sich hätte wünschen können.

Sie lächelte, lehnte sich weit nach vorne und rief: »Hübsche Aussicht, nicht wahr?« Dabei meinte sie nicht unbedingt den Baum.

Überrascht löste der Mann seinen Blick aus der Baumkrone und sah zu ihr empor.

Breite Schultern, schmale Taille, vielleicht ein wenig zu kantig im Gesicht. Aber seine dunklen Augen wirkten freundlich und fast schon besorgt.

Bauch: Der gefällt mir.

Kopf: Ich dachte, du bist mit Nilpferden beschäftigt.

Bauch: Die machen gerade Kaffeepause.

»Ich liebe ja die alten Bäume in der Stadt«, sagte sie und sah kurz in das rauschende Grün hinauf.

Er hob in sehr charmanter Weise eine dunkle Augenbraue. »Ich bin eher überrascht, dass die überhaupt hier wachsen können«, brummte er.

Meine Güte, welche Laus war dem denn über die Leber gelaufen?

Heute war wohl nicht nur bei ihr ein Tag-der-Nilpferde.

Sie könnte ihn aufheitern.

Rein fürs Karma natürlich.

Und weil sie dann keine Zeit hätte, an Nilpferde zu denken.

»Eigentlich ist das ganz logisch«, antwortete Rachel absichtlich ein wenig altklug.

Das Statement hatte den gewünschten Erfolg: Er sah sie überrascht an.

Sie lächelte kess. »Im Wald wäre er nur einer unter vielen. Vielleicht hätte er sogar Minderwertigkeitskomplexe, weil er zu kleine Blätter hat oder einen zu dicken Stamm. Aber hier«, sie machte eine dramatische Pause. »Hier wird er von jedem bewundert.«

»Für mich wirkt er einfach nur einsam«, sagte der Fremde düster. Was bloß hinter seiner seltsamen Stimmung steckte?

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Deshalb hat er sich doch direkt vor unser Haus gestellt. Außerdem leistest du ihm ja Gesellschaft. Irgendetwas muss er richtig machen.« Sie grinste herausfordernd.

Er hob wieder seine Braue und dann fing er an zu lachen. Ein ehrliches, freundliches und tatsächlich amüsiertes Lachen, das den grumpig-verrückten Kerl komplett verschwinden ließ. Plötzlich schien die Sonne ein wenig wärmer auf Rachels Haut.

»Eigentlich starre ich nicht den Baum an«, erklärte er. »Sondern seinen Besucher.« Damit deutete er in die Zweige hinauf. »Ich hab überlegt, wie ich die Katze da herunterbekomme.«

Rachel blickte noch einmal hinauf und tatsächlich, jetzt wo sie wusste, wonach sie suchte, entdeckte sie etwa auf Augenhöhe einen flauschigen, grauen Kater in den Zweigen. »Moriarty«, flüsterte sie.

»Bitte was?«, fragte der Mann.

Eine Mission. Das war genau das, was sie gerade gebrauchen konnte. Dann auch noch mit einem netten jungen Mann, der bereit war, flauschige Katzen zu retten, die gar nicht ihm gehörten. »Wenn du ihn wirklich retten möchtest, hab ich eine bessere Idee, als sich mit dem Baum anzufreunden«, antwortete Rachel. »Warte und pass auf, dass er nicht abhaut.« Damit schloss sie das Fenster und verschwand in ihrer Wohnung.

»Hey«, rief der Mann im Anzug ihr hinterher. Aber sie ließ sich nicht aufhalten. Rachel hatte nämlich genau das Richtige, um den Kater zu retten und diesen verrückten Tag vielleicht doch noch zum Besseren zu wenden.

* * *

Eine Windböe strich zwischen den beschaulichen, stuckverzierten Stadthäusern in Greenwich hindurch, pustete frühes Laub unter parkenden Autos hindurch, rauschte in saftig grünen Wipfeln und kitzelte durch das kurze Haar in Bens Nacken.

Er stand vor dem vierstöckigen Gebäude mit der Nummer Hundertvierzig. Das Rot der Backsteinfassade leuchtete im Kontrast zum Zickzack der schwarzen Feuerleiter und er fragte sich, was die junge Frau bloß vorhatte.

Er konnte nicht fassen, dass er wirklich vor dem Baum stand und wartete.

Doch er fühlte sich sowieso schon wie die arme Katze auf dem Baum.

In die Ecke getrieben und ohne sinnvollen Ausweg.

Das graue Tier starrte ihn aus seinen blauen Augen an.

Wenn Ben ganz ehrlich war, musste er sich eingestehen, dass es ihm nur recht war, dass sein Termin sich noch etwas nach hinten verschob.

Unabhängig davon, wie wenig er von seiner Großmutter hielt – was er ihr heute mitteilen musste, würde er nur zu gerne überspringen.

Die junge Frau, die es auf unerklärliche Weise geschafft hatte, seinen Panzer aus finsterner Stimmung für einen Augenblick zu durchbrechen, blieb verschwunden, und Ben wandte sich an das Tier im Baum. »Ich kann dich verstehen«, sagte er. Am liebsten würde er sich auch irgendwo in einen Baum setzen und nie wieder runterkommen. Er dachte unweigerlich an Männer mit langen Bärten, die nur mit Lendenschurz bekleidet in einem Baum hausten. »Aber es bringt ja nichts. Früher oder später musst du wieder in die Realität zurückkehren.« Er fragte sich, ob er gerade ernsthaft mit der Katze oder doch mit sich selber sprach. »Komm schon«, versuchte er es noch einmal. »Komm, miezi, miezi, miez.«

Ein amüsiertes Lachen hinter ihm ließ ihn herumfahren.

Die junge Frau stand vor ihm in einem herrlichen, sattroten Kleid, das sich an ihre weiblichen Kurven schmiegte und im Wind um ihre langen, schlanken Beine wippte. Auf ihrem Gesicht funkelte ein breites, fröhliches Lächeln, das ansteckend wirkte und sofort wieder Spalten in seine eisgraue Stimmung riss.

Irgendwie kam sie ihm sogar bekannt vor.

»Sehr niedlich«, sagte sie keck.

Ihr langes, braunes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und glänzte kupferfarben in der warmen Sonne.

Der Panzer, den er zum Schutz um sich errichtet hatte, begann in ihrem warmen Lächeln zu schmelzen.

Ben wünschte sich, dass heute ein anderer Tag wäre, ein ganz normaler Tag. Ein Tag, an dem sein größtes Problem darin bestand, dass die Bilanz des ersten

Quartals trotz Deadline immer noch nicht fertig war. Ein Tag, an dem sein Dad noch lebte.

Nicht einer, an dem er keine Ahnung hatte, wo er schlafen sollte.

An einem normalen Tag würde er die Katze retten, die junge Frau auf ein Eis einladen und den Rest des Nachmittags mit einem Spaziergang im Central Park verbringen.

Das klang nach einem guten Plan.

Aber an so etwas war *heute* leider nicht zu denken.

In der Hand hielt die junge Frau eine kleine, durchsichtige Plastiktüte, mit schrumpeligen, rotbraunen Rechtecken darin.

»Ist *das* dein Plan, um ihn herunterzubekommen?«, fragte Ben und hob eine Braue.

Die junge Frau neigte kokett den Kopf zur Seite. »Freut mich auch dich kennenzulernen«, sagte sie strahlend. »Hi, ich bin Rachel.« Sie streckte ihm den Arm entgegen.

Ihre gute Laune war wie eine Aura aus Sonnenschein, die sich um sie herum ausbreitete und ihre eigene, fröhliche Hitze verströmte.

»Ben«, sagte er und nahm ganz automatisch Rachels dargebotene Hand. Ihr Griff war gleichzeitig freundlich, aber auch kräftig und bei ihrer Berührung schoss ihr Lächeln golden bis in seine Schulter hinauf, ließ die Risse im eisigen Grau seines Schutzpanzers weiter aufbersten und golden schimmern.

Nett und sexy.

Eine seltene Mischung.

Aber sie war aus dem Haus seiner Großmutter gekommen, deshalb würde sie ihn nicht mehr mögen, sobald sie wusste, weshalb er hier war.

»Und ja, das hier ist die allerbeste Idee«, antwortete Rachel, ließ seine Hand wieder los und hielt ihm die durchsichtige Tüte vor die Nase. »Gebratener Speck«, sagte sie mit einem siegessicheren Lächeln. »Den mag er am liebsten.«

Wenn sie die Katze so gut kannte, musste es die sein, die zur Wohnung seines Bruders gehörte. »Den hast du einfach so bei dir herumliegen?«, fragte er.

Sie nickte und ihr Haar kitzelte glänzend ihren Nacken. Ben fragte sich für einen verrückten Moment, wie es sich wohl anfühlen würde, das flüssige Kupferbraun durch seine Finger gleiten zu lassen, und wischte den abstrusen Gedanken mit einem kleinen Kopfschütteln zur Seite.

»Der liegt immer im Vorratsschrank, falls Sherlock oder Moriarty zu Besuch kommen.«

Über diese Aussage hätte er sich wohl ziemlich gewundert, wenn er nicht gewusst hätte, dass Sherlock der kleine Jack Russell Terrier war, der seiner Großmutter auf Schritt und Tritt folgte. Er konnte verstehen, wenn man in einem Haus mit Hund ein Glas mit Leckerchen neben der Tür stehen hatte – er erinnerte sich an Zeiten, als er selbst so ein Glas besessen hatte, und das sogar nur für den Fall, dass ihm auf der Straße zufällig ein wuscheliger Vierbeiner begegnete.

Aber sie hatte auch von dem Kater gesprochen.

»Der Kater kommt zu Besuch?«, fragte er verwundert. »Ich dachte, er wohnt jetzt bei Luke und Mary.« Sein Bruder und dessen neue Freundin hatten die Katze aufgenommen, nachdem die Besitzerin in ein Altersheim gezogen war.

Erstaunt hob Rachel die Brauen.

»Ich bin Lukes Bruder«, erklärte Ben schnell. Irgendwann würde sie es sowieso herausfinden, da konnte er es auch gleich hinter sich bringen.

Ihre Augen wurden noch größer und dann lachte sie plötzlich. »Ach, daher kommst du mir bekannt vor. Luke hat dich letztens zum Brunch mitgebracht.«

Natürlich.

Ben hatte sie ganz kurz beim Samstagsbrunch getroffen, der laut Mietvertrag in wöchentlicher Rotation von den Bewohnern ausgerichtet wurde.

Mitgebracht, das war eine interessante Wortwahl, die ziemlich ins Schwarze traf. Schließlich hatte er keine andere Wahl gehabt, als zu kommen.

»Mein Bruder ...«, setzte er an, verkniiff sich aber jeden weiteren Kommentar, was die *Einladung* betraf. »Er scheint auf jeden Fall nicht besonders gut darin zu sein, auf Katzen aufzupassen.«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Luke vergisst nur gern, die Wohnungstür zu schließen, und Moriarty versucht ständig, in seine ursprüngliche Wohnung zurückzukehren. Weil dort im Augenblick niemand wohnt, landet er dann bei mir oder bei einem der anderen Mieter. Ich freu mich immer.« Sie lächelte kurz und brachte damit den ganzen Bürgersteig zum Leuchten. »Nur auf die Straße sollte er natürlich nicht.« Entschlossen zog sie ein Stück Speck aus der Tüte und wedelte damit in die Richtung des Katers.



2

Dance With Me – Debelah Morgan

»Komm, Moriarty, komm, miezi, miezi«, machte sie auf eine zuckersüße Art und Weise.

Ben musste grinsen, ergriff die Gelegenheit und verschränkte gespielt beleidigt die Arme. »Ich bin kürzlich für so ein Verhalten ausgelacht worden.«

Sie neigte mit einem kessen Grinsen den Kopf zur Seite. »Du hattest ja auch keinen Speck in der Hand.«

Leider war die Katze viel zu sehr damit beschäftigt, sich an ihrem Ast festzuklammern, um überhaupt in Rachels Richtung zu schauen.

Die junge Frau stellte sich auf die Zehen und machte Kussgeräusche, Ben konnte nicht länger zusehen. »Soll ich mal?«

»Stimmt, Knutschgeräusche kannst du bestimmt viel besser als ich.« Sie grinste noch breiter.

Die Wärme ihres Lächelns füllte seine Brust. »Ich meinte, mit dem Speck wedeln«, sagte er.

Sie lachte. »Sicher, aber so viel größer bist du nun auch nicht.«

Er überragte sie bestimmt um einen halben Kopf, trotzdem reichte es nicht mal annähernd, um die verängstigste Katze zu erreichen.

Da hatte sie eine Idee. »Viel besser: Mach eine Räuberleiter.«

Er sah sie skeptisch an, aber Rachel stieg bereits aus ihren Sandalen.

»Okay?«, antwortete er und verschränkte die Hände.

Sie klemmte sich die Tüte zwischen ihre Zähne, griff mit den Händen nach seinen Schultern und stellte schließlich einen Fuß auf seine verschränkten Finger. »Bereit?«, nusichelte sie an der Plastiktüte vorbei.

Er hätte fast laut losgelacht, stattdessen verkniff er sich jede Reaktion und nickte.

Rachel holte Schwung und balancierte auch schon über ihm.

Sofort umhüllte ihn eine Duftwolke aus süßorangener Mango und frischgelber Zitrone. Das rote Kleid wippte mit jeder ihrer Bewegungen und strich über seine Arme.

»Alles okay da unten?«, fragte sie – offenbar hatte sie die Tüte schon aus dem Mund genommen.

Und ja, es ging ihm seltsamerweise mehr als gut.

An einem Tag mit einem mehr als scheußlichen Termin, einer Katze im Baum und einer jungen Frau auf seinen Händen.

Überraschenderweise hatte Rachel eine Menge Körperspannung und war dadurch deutlich leichter als erwartet.

Trotzdem brauchte er einen Augenblick, um sich auszubalancieren.

Schnell fand er einen festen Stand und gab schließlich einen bestätigenden Laut von sich. Während er sich fragte, wie ihre Aktion wohl für unschuldige Passanten aussah.

Ein sinnloser Gedanke.

Erstens war in dieser Stadt niemand unschuldig und zweitens hatte ein durchschnittlicher New Yorker schon vor dem Frühstück wesentlich ungewöhnlichere Dinge gesehen als zwei erwachsene Menschen, die Räuberleiter spielten und versuchten mit Speck eine Katze zu fangen ...

Er schüttelte über sich selbst den Kopf.

Rachel fischte unbeirrt ein Stück Fleisch aus ihrer Tüte und wedelte mit niedlichen Lockgeräuschen in die Richtung der Katze.

»Ich glaube, er hat den Speck bemerkt«, stellte sie aufgeregt fest.

Ben blickte hoch und sah, wie die Katze sich reckte. »Oder er kann Zeichensprache und das gerade bedeutet, er ist Vegetarier«, sagte er.

»Scherzkeks«, antwortete sie, aber er konnte ihr Lächeln förmlich hören.

Was war los mit ihm?

Er hatte einen der unangenehmsten Termine aller Zeiten vor sich. Doch statt die Sache hinter sich zu bringen, wie es seine Art war, versuchte er vor dem Haus eine Katze zu retten, hatte eine junge Frau auf dem Arm – ertrank in ihrem betörenden Duft – und machte auch noch schlechte Witze.

Da stieg sie auch schon wieder ab, stand plötzlich ganz dicht vor ihm, ihre unglaublich blauen Augen spiegelten den Sommerhimmel und sie hüllte ihn in eine Wolke aus Zitrone und Pfirsich und ... Rachel.

Einen Sekundenbruchteil schien sie wie gebannt, dann blinzelte sie und lächelte verlegen. »Jetzt muss er nur noch zu mir kommen.« Sie blickte in die Äste hinauf.

Wie seltsam, dass Ben sich fast wünschte, sie hätte von ihm gesprochen.

Aber natürlich würde das niemals passieren.

Nicht, nachdem er bei seiner Großmutter gewesen war.

»Wir müssen ihn fangen, meine ich«, korrigierte Rachel sich selbst, lächelte und warf ihm einen Seitenblick zu.

Sie wedelte erneut mit dem Speck und weil der Kater nun wusste, was ihn erwartete, wagte er sich weiter nach vorne, zwei Schritte mit den Vordertatzen vor, einer zurück, in wippendem Zögern, bis er sich zu einer schier unmöglichen Länge gestreckt hatte, dann noch ein Stück, er strauchelte und ...

Fiel.

Aus Reflex machte Ben einen Schritt nach vorn und fing die Katze auf. Krallen bohrten sich durch den Anzug tief in seine Haut und er knurrte.

Hervorragend.

»Guter Fang!«, rief Rachel lachend und hielt Moriarty den Speck entgegen, der ihn begierig verschlang und sich von der jungen Frau auf den Arm nehmen ließ.

Zum Glück.

Bens Unterarme schmerzten.

Doch ein Blick auf die glückliche, junge Frau mit Katze und ihrem umwerfenden Lächeln sorgte dafür, dass sich das Gefühl sofort verflüchtigte.

Rachel kraulte Moriarty den Kopf und das Tier schmiegte sich erleichtert in ihre Arme.

Fast ein wenig neidisch beobachtete Ben, wie der Kater unter ihren Streicheleinheiten leise zu schnurren begann.

»Danke dir, *Ben*«, sagte Rachel. »Du bist offiziell der Held des Tages.«

Als Held hätte er sich nun nicht gerade bezeichnet. Trotzdem munterte ihn das Kompliment ein wenig auf.

Sie lächelte immer noch. »Was machst du eigentlich hier, wenn du nicht gerade Katzen rettest?«, fragte sie.

Da war sie also.

Die unausweichliche Frage.

Sofort fror die angetaute Eisschicht wieder zu.

»Ich ... besuche meine Großmutter«, sagte er schnell und deutete mit einem Nicken zur Nummer Hundertvierzig.

Er brachte es einfach nicht übers Herz, Rachel die Wahrheit zu sagen.

Er wollte nicht, dass das wunderhübsche, sonnenwarme Lächeln aus ihrem Gesicht verschwand – noch nicht.

»Oh, da wird sich Natty aber freuen«, sagte Rachel fröhlich.

»Ich glaube, sie vermisst dich«, fügte sie ernsthaft hinzu. »Nicht wahr, Moriarty?« Sie drückte ihre Nase gegen das flauschige Gesicht des Tiers.

Aber diese Aussage war natürlich himmelschreiender Blödsinn.

Er schnaubte. »Das kann ich mir kaum vorstellen.«

Überrascht von der Heftigkeit seiner Reaktion sah sie ihn an und einen Moment lang schien sie noch etwas ergänzen zu wollen, doch schließlich zuckte sie mit den Schultern.

»Du wirst es ja sehen.« Sie lächelte bereits wieder. »Wer könnte schon einem katzenrettenden Enkel widerstehen«, sagte sie zu Moriarty, aber warf Ben dabei einen vielsagenden Seitenblick zu. Ihm wurde noch ein wenig wärmer.

Schüchtern war sie auf jeden Fall nicht.

Dann ging sie zum Eingang.

Ben nahm den Aktenkoffer, der bis jetzt wie vergessen neben dem Baum gestanden hatte.

Auf dem Weg zum Hauseingang, die Stufen hinauf, warf er einen Blick in den Zugang zum Keller hinunter. Nur um sicherzugehen, dass nicht allzu offensichtlich

war, was er dort vor der verschlossenen Ladentür und den schmutzigen Schaufenstern zwischengelagert hatte.

Dann folgte er Rachel in die steinerne Kühle des Hausflurs hinein.

Rachel, die es für einen Augenblick geschafft hatte, den Tag ein bisschen aufzuhellen, und die er in wenigen Sekunden ganz sicher zum letzten Mal gesehen haben würde.

* * *

Rachels Herz klopfte fröhlich im Takt von *Dance with me*, während sie die Treppe zum Eingang hinaufging. Als sie in die Kühle des Flurs hineintrat, zog sie Moriarty dichter in ihre Arme und spürte das weiche Fell auf ihrer Haut.

Besser.

War es wirklich der Flur, der ihr das Kribbeln über die Haut jagte?

Oder lag das vielleicht doch an Nattys Enkel, der so dicht hinter ihr ging?

Mary behauptete ja, seine Karriere ging ihm über alles.

Aber schließlich hatte sie nur ein bisschen geflirtet.

Sie schüttelte über sich selbst den Kopf und warf einen kurzen Blick über die Schulter.

Ein winziges Lächeln spielte um seine Mundwinkel, sodass *Dance with me* noch eindringlicher durch ihre Adern klopfte. Aber auch die Traurigkeit hatte wieder einen Weg in seine Augen gefunden. Am liebsten hätte sie ihn in die Arme genommen.

Kopf: Untersteh dich.

Bauch: Nur ein ganz klein bisschen.

Kopf: Nicht, solange ich etwas zu sagen habe.

Sie fragte sich, was seine Stimmung so massiv niederdrückte.

Egal was es war, wenn er gleich mit seiner Großmutter sprach, würde die ganz sicher eine Lösung finden. Das war Nattys Spezialität.

Vielleicht würde Rachel später noch einmal *zufällig* bei ihrer Freundin vorbeischaun und ganz nebenbei fragen, was es Neues gab.

Oh ja, das klang nach einer hervorragenden Idee.

Rachel konnte sich ein kleines Grinsen nicht verkneifen. Der Tag hatte doch noch eine interessante Wendung genommen.



3

Trouble – Avicii

Sonnenschein, Rachels Lächeln und flauschige Katzen. Das alles hatte sein Herz für eine Weile vergessen lassen, weshalb er wirklich hier war.

Nun trat Ben durch die hohe, dunkel umrandete Glastür des alten Backsteingebäudes und seine warmen Gefühle wurden von kaltem Stein verschluckt. Es roch nach Beton und kleine schwarz-weiße Fliesen zeichneten ein ausgetretenes Blumenmuster auf den Boden.

Drei schmale, hohe Fotos an der Wand zeigten eine längst vergangene Version der New Yorker Skyline.

Schon bei seinem letzten, kurzen Besuch hatte er sie gesehen. Er wusste, dass Bilder dieser Serie das gesamte Treppenhaus *schmückten*.

Sie gehörten seiner Großmutter und er hatte diese Bilder schon in seiner Jugend nicht gemocht. Es wurmte ihn, dass sie einer der Gründe waren, weshalb sich die letzte Ausgabe der MyStyle so gut verkaufte. Warum musste auch gerade seine Großmutter der Grund sein, dass die Mode-Zeitung und damit das Vermächtnis seines Dads immer noch existierten?

Oder, um genau zu sein, dass die Zeitung zumindest *fürs Erste* noch Bestand hatte.

Im Augenblick war er sich nicht so sicher, ob er sie wirklich und vollständig retten konnte.

»Na dann«, sagte Rachel und riss ihn mit ihrem umwerfenden Lächeln aus den finsternen Gedanken.

Sie war vor einer weißen Wohnungstür stehen geblieben und sah ihn erwartungsvoll an.

Für einen winzigen Augenblick wünschte er sich, dass er seinem Bruder ähnlicher wäre, dass ihm ein zweideutiger Spruch einfiel, der sie dazu brachte, noch ein wenig länger zu bleiben.

Doch so war er nicht.

Ben war der Vernünftige von beiden. Es war schließlich nicht so, als ob er bei Rachel eine echte Chance hätte – oder überhaupt wollte.

Also nickte er knapp. Es war Zeit, sich seiner persönlichen Apokalypse zu stellen – seiner Großmutter.

Rachel seufzte. »Weißt du, wenn du nicht gerade Moriarty mit mir gerettet hättest, würde ich fast glauben, du wärst schlecht gelaunt«, neckte sie ihn.

Er öffnete den Mund, war schon halb dabei, ihr zu sagen, wie mies dieser Tag tatsächlich war – auch für sie.

Doch er brachte es immer noch nicht übers Herz, das Lächeln aus ihrem Gesicht zu wischen.

Da machte sie plötzlich einen halben Schritt auf ihn zu, legte eine Hand auf seinen Unterarm, stellte sich auf die Zehenspitzen und hauchte einen Kuss auf seine Wange.

Ein winziger Blitz fuhr unter seine Haut, breitete sich kribbelnd aus, schoss heiß und tanzend und sonnengelb bis in seine Fingerspitzen und war im selben Moment auch schon wieder verschwunden.

»Danke schön«, hauchte Rachel mit einem weiteren Lächeln, winkte kurz und ging dann mit dem Kater auf dem Arm weiter zur Treppe.

Sein Blick hing an dem roten Stoff, der in fröhlichen Wellen um ihre Beine spielte, und er fasste sich völlig perplex an die Wange.

Ein leichtes Kitzeln war zurückgeblieben und verlangte leise flüsternd nach *mehr*.

Nicht für mich.

Als Rachel um die Ecke bog, warf sie ihm einen letzten Blick zu, mit einem freundlichen Funkeln in den blauen Augen und für einen Moment war er versucht, alles hinzuschmeißen, ihr einfach zu folgen und die Zeitung Zeitung sein zu lassen.

Warum auch nicht?

Luke hätte vielleicht genau das getan.

Ben nicht.

Es hing so viel von dieser Entscheidung ab. Nicht nur, aber vor allem auch das Vermächtnis seines Vaters. Allein bei dem Gedanken wurde ihm ganz schlecht. Genau wie so oft in den letzten Monaten.

Es würde ihn gar nicht wundern, wenn er sich ein schickes Magengeschwür zugelegt hätte.

Doch Selbstmitleid hatte noch keinem geholfen und McCarthys gaben niemals auf.

Also wandte er sich der Wohnungstür zu und starrte auf das weiß lackierte Holz.

Jede Minute, die er wartete, würde es nur schlimmer machen.

Mit einem tiefen Atemzug hob er den Arm und klopfte.

Fast sofort ging die Tür auf.

Eine winzige, alte Dame stand im Rahmen. Ihr silberweißes Haar war zu einem kunstvollen Zopf hochgesteckt, sie trug ein blassblaues, luftiges Seidenkleid und war so dünn und zierlich wie ein Geist.

Natty wurde sie von allen genannt, sogar von Luke.

Ben war das nur recht. Auch wenn es für seinen Geschmack ein wenig zu dicht an *Nanny* war, ihrem Spitznamen aus Kindertagen.

»Ich hab schon auf dich gewartet«, sagte *Natty* mit einem breiten Lächeln, das ihn sofort in seine Kindheit zurückversetzte. Es erzählte von frisch gebackenen Plätzchen, einer geheimen Höhle unter dem Wohnzimmer-tisch und vom nächtlichen Zelten im Garten.

Er schüttelte den Kopf, um das alles so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Solche Gedanken konnte er im Augenblick nicht gebrauchen.

Nicht, wenn er das tun wollte, weshalb er gekommen war.

»Ich bin geschäftlich hier«, sagte er ruhig, doch sein Herz raste so schnell wie ein Presslufthammer und donnerte unsanft immer wieder gegen seinen Solarplexus.

»Natürlich bist du das«, sagte Natty ernst, aber mit einem Blick, den er nicht deuten konnte.

Glaubte sie ihm nicht?

Dachte sie, das sei ein Vorwand?

Fast wünschte er sich, es wäre so.

Lavendelduft strömte aus ihrer Wohnung, hüllte ihn in Vergangenheit und machte ihm das Denken schwer.

Natty tat einen Schritt zur Seite und bat ihn mit einer Geste herein.

* * *

Eine Wand aus unverputztem Backstein war das erste, was er beim Eintreten sah.

Der Rest der Wohnung war hell, gemütlich und weiß. Die Wände, die Sofagarnitur und sogar der dicke

Teppich – alles weiß. Nur auf einem Sessel lag eine gefaltete, rosafarbene Strickdecke und auf dem eckigen, gläsernen Couchtisch stand ein Strauß aus aprikosenfarbenen Rosen.

Auf der Fensterbank stand, zwischen einem guten Dutzend bunter Pflanzen, eine Garnison von Star-Wars-Figuren nebeneinander.

Ben streifte aus alter Gewohnheit ein Paar Filzpantoffeln über seine Schuhe, die in einem Korb für Gäste direkt neben dem Eingang standen. Dann ging er zur Küche, die nur durch einen Tresen vom Rest des Raumes abgetrennt war.

Ein leises Klingeln ließ ihn aufhorchen – eine Hundemarke. Der Jack Russell Terrier *Sherlock* mit dem weißbraunen Gesicht kam angelaufen, sah ihn aus großen Augen an, neigte aufmerksam den Kopf zur Seite und schnüffelte dann überaus interessiert an seiner Hose.

Der Katzengeruch wahrscheinlich.

Ben versuchte ihn zu ignorieren, legte seinen Koffer auf die Küchenzeile und öffnete das Schloss mit einem schnappenden Geräusch. Sein Blick fiel auf den *Terminkalender*, den er Natty eigentlich geben wollte.

»Wir hatten noch gar keine Gelegenheit zu sprechen seit ...«, setzte die alte Dame mit weicher Stimme an und zögerte dann.

Ja, seit wann hatten sie kein Gespräch mehr geführt?

Seit dem *Krankenhaus*?

Eher seit sie ihren Sohn und dessen Familie vor über zwanzig Jahren verlassen hatte.

Seitdem waren wohl höchstens eine Handvoll Wörter gewechselt worden. So viel stand fest.

Natürlich würde sie das nicht erwähnen. Sie würde den Samstagsbrunch vorschieben, bei dem er sie vor Kurzem gesehen hatte.

Es war nicht so, als ob er Einsicht von ihr erwartete – in keiner Weise.

Ben schob den *Kalender* zur Seite und fand darunter die rote Mappe mit der Aufschrift: *Für den Notfall*.

»Seit ich damals gegangen bin«, beendete Natty inzwischen ihren eigenen Satz.

Sherlock schob seine Schnauze in Bens Hosenbein und er spürte die kühle Nase auf seiner Haut. Völlig überrascht von der Wahrheit sah er von seinen Unterlagen auf.

Schon dieser eine Satz seiner Großmutter schien um Vergebung für sie zu betteln.

Doch nach allem, was passiert war, reichte das einfach nicht.

Außerdem änderte es nichts an der Situation.

»Stimmt«, antwortete er knapp und holte *die* Mappe aus seinem Koffer heraus.

Oder auch: Der letzte Strohalm, an den er sich noch klammern konnte.

Natty machte einen Schritt auf ihn zu, stellte sich neben ihn an den Tresen und faltete ihre Hände auf dem weißgrauen Marmor.

»Es tut mir leid«, sagte sie leise, aber bestimmt.

Die Worte trafen ihn so unvorbereitet, dass es ihm völlig die Sprache verschlug.

Denn das, was sich in ihren blassgrauen Augen spiegelte, war entweder ehrliche Reue oder das genialste Täuschungsmanöver aller Zeiten.

Zu seiner eigenen Überraschung glaubte er ihr tatsächlich.

War das möglich?

Konnte sie es ernst meinen?

Oder wusste sie, was er vorhatte?

War das ihr Masterplan zum Gegenangriff?

Sie sah ihn aus ernstesten Augen an. »Ich habe mit deinem Bruder schon ausführlich gesprochen und ...«, fuhr sie fort.

Sherlock war dazu übergegangen, an Bens Socke herumzuknabbern.

Das feuchte Zupfen war eine unangenehme Erinnerung daran, wo er sich gerade befand und was er vorhatte.

Er konnte das nicht hören. Er wollte ihr nicht vergeben – nicht jetzt und überhaupt gar nicht.

Also hob Ben die Hand und unterbrach sie. »Ich weiß, dass du damals deine Gründe hattest zu gehen. Luke hat mir alles erzählt.« Zumindest grob und mit viel Bohei – auf die Art, wie Luke eben Geschichten erzählte. Es war nichts dabei gewesen, das Bens Meinung geändert hätte. »Deshalb bin ich nicht hier.« Hoffentlich war das leidige Thema damit erst einmal beendet. Ben legte keinen Wert auf ihre Erklärungen und auch nicht auf eine Entschuldigung.

Er schob Sherlock mit dem Fuß sanft zur Seite und erntete einen Hundeblick, der Eisen hätte schmelzen können.

Nein, nichts davon durfte etwas ändern. Vergangenheit war Vergangenheit. Er lebte in der Gegenwart.

»Okay«, sagte Natty ein wenig vorsichtig. Dann straffte sie ihre Schultern. »Was kann ich für dich tun?« Damit ging sie entschlossen zum Herd. Bei jedem anderen hätte er das für einen Schutzmechanismus gehalten. Aber natürlich war das Blödsinn. Natalie McCarthy war zäh und unerschütterlich.

Geschäftig holte sie einen Topf samt Kakaopulver aus dem Schrank.

Ben versuchte, sie zu durchschauen. Allerdings war es eigentlich gleichgültig, was sie im Schilde führte.

Sie musste sich fügen.

Seine Unterlagen waren eindeutig.

Trotzdem fiel es ihm nicht leicht.

Bevor er es sich anders überlegen konnte, öffnete er die rote Mappe, holte einige Papiere heraus und schob sie ihr über den Tresen zu.

»Was ist das?«, fragte Natty und nahm die Dokumente entgegen.

Sein Mund füllte sich mit Staub und machte ihm das Schlucken schwer, denn das alles hier war durch seine Begegnung mit Rachel noch schwerer geworden. »Ich verkaufe das Haus«, sagte er schlicht und hielt die Luft an.



4

Our House – Madness

Ich verkaufe das Haus.

Sherlock hatte es sich zwischen seinen Füßen gemütlich gemacht. Seine Wärme war das Einzige, was Ben im Augenblick festhielt.

Eigentlich hatte er das Ganze näher erläutern wollen, aber er brachte einfach kein Wort mehr heraus.

Was blieb auch zu sagen?

Er verkaufte das Haus seiner Großeltern und Natty konnte nichts dagegen unternehmen.

Sie betrachtete die Buchstaben und sah ihm dann ins Gesicht. Ihr Blick schien ihn mit Millionen scharfen Fragen zu durchbohren. Aber sie sagte nichts.

Er hatte mit vielem gerechnet. Mit sachlichen Argumenten, mit Flehen, mit Beschimpfungen. Aber nicht mit Stille.

Das machte die Sache noch schlimmer.

Denn es ließ ihn selbst all die Fragen noch einmal stellen, die er schon so oft in seinem Kopf gewälzt hatte.

Gab es wirklich keine andere Möglichkeit?

Konnte er die Zeitung nicht retten, ohne seine Großmutter aus ihrer eigenen Wohnung zu vertreiben?

Schon wegen Luke, der gerade erst zu seiner neuen Freundin hier ins Haus gezogen war, hätte Ben gerne eine andere Lösung gefunden.

Und vielleicht sogar ein bisschen wegen Rachel.

Aber er hatte mehr als ein Dutzend Nächte durchgearbeitet, um eine Alternative zu finden, und *nichts* war dabei herausgekommen. Alle anderen Möglichkeiten schon lange ausgeschöpft. Trotz des massiven Erfolgs der letzten Ausgabe war dieser Schritt seine letzte Chance.

Um langfristig erfolgreich zu sein, brauchte er die Kunden, die sein Vater kurz vor seinem Tod so effizient vertrieben hatte. Dafür musste er beweisen, dass die letzten Verkaufszahlen keine Eintagsfliege waren, sondern dass die MyStyle wieder im Geschäft war, bereit ihren Status als eine der größten internationalen Modezeitschriften zu verteidigen.

Dafür benötigte er Eigenkapital, um zumindest die nächste Ausgabe souverän über die Bühne zu bringen, ohne die halbe Belegschaft zu entlassen.

Manche der Angestellten kannte er schon, seit er klein war.

Sie waren für ihn wie Familie – vor allem weil seine eigene ständig mehr auseinanderzufallen schien.

Nur so hatte er wenigstens eine Chance, ihre Jobs zu erhalten und das Vermächtnis seines Dads zu bewahren.

Durch den fehlenden Enthusiasmus der Werbekunden war ohne den Hausverkauf die vorige Ausgabe auch die

letzte gewesen, die jemals gedruckt werden würde. Dann wäre hier und jetzt alles vorbei.

Sherlock regte sich unruhig zu seinen Füßen.

Nattys graue Augen schienen Ben wie Laserstrahlen zu durchbohren und mitten in sein Herz zu blicken.

Genau wie in seiner Kindheit.

Schon damals besaß sie die Fähigkeit, Gefühle besser zu lesen als jeder andere Mensch, den er kannte. Gerade deshalb hatte er sie immer so geliebt – sogar verteidigt, als sie schon lange gegangen war – bis zu dem Tag im Krankenhaus.

Ein wirrer, unvernünftiger Teil von ihm hoffte, dass sie durch diese Fähigkeit auch erkannte, wie schwer ihm die Sache fiel.

Aber das war Wunschdenken.

Er wappnete sich für einen Sturm. Für das Erwachen der eisernen Direktheit seiner Großmutter, die seinen Plan, das Haus zu verkaufen, um die Zeitung über Wasser zu halten, auf der Stelle vernichten würde.

Mit aller Macht würde er sich ihr entgegenstellen und seinen Plan verteidigen, er war auf jedes Argument vorbereitet.

Da nickte seine Großmutter knapp und sagte ganz schlicht: »Einverstanden.«

Es fühlte sich an, wie nach vorne stolpern, wenn man denkt, dass noch eine Stufe kommt und dann doch ins Leere tritt.

Er musste sich bewegt haben, denn das kleine, weiche Fellknäuel zwischen seinen Beinen rührte sich und sah mit seinem herzschnelzenden Hundeblick zu ihm auf.

»Wie bitte?«, fragte Ben ungläubig und versuchte sich zu fangen.

»Dein Bruder hat mir gesagt, wie schlecht es um die Zeitung steht«, sagte Natty völlig ernst. »Ich dachte zwar, die letzte Ausgabe hätte dir geholfen ...«

Sie zögerte, schien auf einen Einwand von ihm zu warten. Denn natürlich hatte sie recht. Die letzte Ausgabe

hatte die MyStyle vor dem sofortigen Bankrott bewahrt, mehr aber leider auch nicht.

Darum schwieg er und ließ sie weiterreden.

»Aber wenn das nicht reicht ... Du willst das Erbe meines Sohnes retten und ich möchte alles tun, was ich kann, um dich dabei zu unterstützen.« Die zierliche alte Dame strahlte bei diesen Worten eine massive Präsenz aus. Wie eine Königin, die bereit war, für ihr Land in den Tod zu gehen.

Sherlock hatte den Kopf wieder auf seiner Fußspitze abgelegt und Ben starrte seine Großmutter völlig überumpelt an.

Am liebsten hätte er sie gefragt, was noch dahintersteckte. Doch es war eine von Nattys frühesten Lektionen gewesen, dass man nicht weiterverhandelt, wenn man bereits gewonnen hat.

Trotzdem. Das war *viel* zu einfach.

Sie unterschrieb ohne zu zögern und gab mit dieser kleinen Handbewegung alles auf, was ihr gehörte. Ja, sie bekam einen Prozentsatz vom Verkaufserlös, aber sie hatte das Haus mit ihrem Mann – seinem *Pops* – zusammen gekauft und hier so lange gelebt. Das musste wehtun.

Da schob sie ihm auch schon Papier und Stift entgegen und drehte sich zum Kühlschrank um, aus dem sie einen Milchkarton herausholte.

»Jetzt hast du bestimmt Zeit für einen Kakao mit Marshmallows«, sagte sie mit einem kleinen Lächeln und einem Seitenblick.

Genau wie früher.

Und ein sehr unvernünftiger Teil von ihm hätte gerne *ja* gesagt.

»Ich muss zurück zur Arbeit«, sagte er, obwohl das nicht stimmte. Er wollte nur so schnell wie möglich wieder verschwinden – nach dem, was er ihr gerade angetan hatte, konnte er unmöglich länger im selben Zimmer bleiben.

»Jetzt noch?«, fragte Natty skeptisch und er wusste, dass sie wusste, dass es nur ein Vorwand war.

Ben kontrollierte zum dritten Mal ihre Unterschrift.

Sie war echt.

Hoffnung glimmerte am Horizont.

Er holte den *Kalender* heraus und dachte wieder darüber nach, ihn Natty zu geben. Doch vorerst legte er ihn auf den Tresen und verstaute nur das Papier mit der roten Mappe sorgfältig in seiner Tasche.

Natty gab ein paar Löffel Pulver in den Topf mit Milch und fragte viel zu beiläufig: »Und wann ziehst du ein?«

Er stockte mitten in der Bewegung.

Deshalb stand sein Reisekoffer unten vor dem Keller-Schaufenster.

Er hatte Luke fragen wollen, ob er für eine Weile auf dessen Sofa übernachten könnte.

Woher wusste Natty das?

Sie hielt kurz beim Rühren inne und sah zu ihm auf. »Du kennst das Testament deines Großvaters doch, oder?«, fragte sie und rührte unschuldig weiter in der süßbraunen Flüssigkeit.

»Sicher.« Deshalb war Ben ja hier. »Pops hat Dad das Haus hinterlassen und nach Dads Tod geht es an uns Kinder über.« Wie er das alles mit seinen beiden Geschwistern regeln würde, das stand noch in den Sternen. Aber der schwierigste Teil war erledigt: Nattys Unterschrift. Er würde bei Luke und Jane lieber um Vergebung bitten, als um Erlaubnis fragen.

Energisch schloss er den Aktenkoffer mit einem satten Klacken.

»Stimmt.« Sie nickte. »Das Haus gehört rechtmäßig euch und wenn ich mein Wohnrecht aufgebe, kannst du es verkaufen.«

Genau so stand es im Testament.

Natty stellte den Herd eine Stufe niedriger. »Zumindest, sobald du zwei Monate hier gewohnt hast.« Noch

ein Seitenblick und ein weiteres, diesmal gewieftes Lächeln.

Ben erstarrte mitten in der Bewegung und Sherlock hob erneut den Kopf. Diesmal brummte er ein wenig ungehalten.

Was soll das heißen: hier wohnen.

Wieso zwei Monate?

Mit einer Wartezeit von einem Monat hatte Ben gerechnet, so lange brauchte er sicher, um die Mietverträge zu kündigen.

Aber von zwei Monaten wusste er tatsächlich nichts.

Er musste ziemlich verdattert dreinschauen, denn Natty erklärte unaufgefordert: »Das steht in meiner Hälfte des Testaments.«

Ganz plötzlich wurde ihm klar, wofür es das Kleingedruckte gegeben hatte.

Da war nämlich ein Hinweis gewesen, ein winziger Nebensatz, der deutlich machte, dass unbedingt das *gesamte* Testament befolgt werden musste.

Pops war ein verdammt schlauer Fuchs gewesen.

»Dafür habe ich keine Zeit«, sagte er mit heiserer Stimme. Sherlock sprang endgültig auf und sah ihn vorwurfsvoll an.

Ben musste irgendwie aus dieser Sache herauskommen. Er brauchte das Geld – am besten gestern. Denn selbst wenn er umgehend einen Käufer fand und eine ordentliche Anzahlung bekam, würde alles schon knapp genug werden.

In zwei Monaten war es zu spät.

Sherlock schien zu akzeptieren, dass er keine Ruhe bei ihm finden würde, und verkroch sich auf einem kleinen Kissen neben dem Sofa. Dabei ließ er Ben nicht aus den Augen.

»Das kann sein«, sagte Natty fest. »Aber ich hab es schriftlich.« Sie nahm den Topf vom Herd und ging zu einer weißen Kommode hinüber.

Sie öffnete die unterste Schublade und holte eine Mappe heraus, die sie ihm in die Hand drückte. »Du kannst es behalten, ich habe noch einen Durchschlag«, sagte sie mit einem Lächeln zwischen Entschlossenheit und ... war das Trauer?

Blödsinn. Sie ging zielstrebig zu dem kleinen Topf zurück und füllte die süße Flüssigkeit in zwei große Tassen.

Er überflog das Testament, fand die besagte Passage und stellte fest, dass er tatsächlich für sechzig Tage in den Mauern dieses Gebäudes leben musste – zur Not im Flur, falls keine Wohnung frei war, das stand explizit da.

Sherlock gab auf seinem Platz ein kleines, sehr unzufriedenes Brummen von sich.

Unmöglich.

Leseprobe:

*Dance
with me*

New York Lovestorys Band 2

Alle Bände können unabhängig voneinander
gelesen werden.

J. Vellguth

Als E-Book und Print
jvellguth.de/a-dwm

